

Der Kalte Krieg und die Zersiedlung der Schweiz

Zieht hinaus!

Heute behauptet niemand, dass unsere Stadtgestalt von militärischen Strategien geprägt sein könnte. Ein Blick in die Geschichte lässt jedoch vermuten, dass die Dezentralisation, wie wir sie in der Schweiz kennen, durchaus im Interesse des Militärs lag.

Gerold Kunz, Architekt und Denkmalpfleger NW

Stadtgestalt und Sicherheit waren bis ins ausgehende 19. Jahrhundert vom Bild der Stadt untrennbar. Erst mit dem Schleifen der barocken Stadtbefestigung wurde auch das Bild der Stadt revidiert. Die Veränderungen der Kriegstechniken durch die industrielle Revolution machten die barocken Anlagen wertlos. Und weil sie die Entwicklung der Städte hemmten, wurden sie grossflächig abgetragen. In Wien entstand der Ring mit den repräsentativen Kulturbauten, aber auch Kleinstädte wie Solothurn oder Winterthur folgten diesem Beispiel. Die Stadt hatte sich im Zeitalter des Eisenbahnbaus von ihren militärischen Fesseln befreit und eine neue Ausgangslage für die anstehenden Expansionen geschaffen.

Stanislaus von Moos hatte den Einfluss von «Turm und Bollwerk», so der Titel einer Publikation von 1974, auf die Stadt der italienischen

Renaissance untersucht und im militärischen Bauen eine frühe Form eines internationalen Stils gesehen. In den frontal aufgebauten Stadtansichten des ausgehenden Mittelalters hatten die Türme Symbolkraft: Sie erfüllten nicht nur militärische Zwecke, ihre Ausgestaltung hatte auch eine visuelle Botschaft. Anzahl und Höhe machten von weitem deutlich, dass es hier etwas zu verteidigen gab. Nicht die Kostbarkeiten wurden zur Darstellung gebracht, sondern der Wille, diese notfalls mit allen Mitteln zu verteidigen.

Als sich in der Renaissance und im Barock die Befestigungsanlagen wandelten, veränderte sich auch der Blick auf die Stadt: Die Ansicht aus der Luft wurde zum massgebenden «Bild», denn die regelmässig angeordneten Sporne rahmten die Stadt wie das Herz einer Blume ein. Städtchen wie Neuf-Brisach im Elsass

Corminbœuf
(Bild Yves André)



zeugen noch heute davon, wie augenfällig der Gegensatz der tatsächlichen Stadtansicht und der von dem Schutzring geprägten Aufsicht sein konnte.

Noch 1935 zeigten die jungen Architekten Rudolf Steiger, Wilhelm Hess und Georg Schmitt in der Amsterdamer CIAM-Ausstellung «Die Funktionelle Stadt» eine historische Tabelle der wichtigsten stadtbildenden Faktoren. Sie führten dabei neben der gesellschaftlichen Struktur bereits an zweiter Stelle auch die Angriffs- und Verteidigungswaffen auf. Wenn auch der Beitrag auf Betreiben von Walter Gropius schon nach kurzer Zeit wieder aus der Ausstellung entfernt wurde, steht ihre Studie am Anfang der modernen Planung der Schweiz, die wiederholt Gegenstand von vertieften Betrachtungen war.

Brandherde und städtebauliche Struktur

Unerforscht hingegen ist in der Raumplanungsdiskussion bis heute das mögliche Interesse des Militärs an der dezentralisierten Stadt. Denn eine dezentralisierte Bebauungsstruktur ist weniger anfällig für Luftangriffe. Mit der Raumplanung sicherte sich der Bund, und somit das Militär, ein Mitspracherecht in der kommunalen Zonenplanung, auch in der Absicht, nationale Interessen gegen lokale durchzusetzen. In den 1950er-Jahren war die Schweiz noch weit entfernt von einer umfassenden Raumplanungsgesetzgebung. Der Verfassungsartikel lag 1969 vor, das Gesetz wurde aber erst 1980 gültig, quasi kurz vor Ende des Kalten Kriegs. Zu diesem Zeitpunkt war die Zersiedlung der Schweiz vollzogen. Diese «natürlich gewachsene Stadt» war für das Militär von Interesse.

Der Zusammenhang zwischen städtebaulichen Strukturen und Brandherden wurde 1969 im legendären Büchlein «Zivilverteidigung» kurz thematisiert. Lapidar wird hier die Altstadt mit 45–50 Brandherden der durchgrünten Vorstadt mit 6–8 Brandherden je Hektare gegenübergestellt. Was sich als eine militärische Absage an verdichtete Stadtstrukturen liest, kann durchaus auch als Auftrag für die Raumplanung gelesen werden: Dezentralisation!

Erfahrungen aus dem Luftkrieg

«Ziehen Sie hinaus!», forderte in den 1950er-Jahren der amerikanische Architekt Frank Lloyd Wright seine Bauherren auf, die Städte zu verlassen und sich auf dem Land niederzulassen. «Nicht die Stadt geht aufs Land, Stadt und Land werden eins», lautete sein Versprechen. Er entwickelte «das natürliche Haus», welches (im Gegensatz zu den früheren Präriehäusern) weiträumigere Grundstücke erforderte, sodass es in herkömmlichen Vor-

stadtsiedlungen nicht länger zu platzieren war. Seine «usonischen Häuser», Prototypen eines amerikanischen Hauses schlechthin, sollten möglichst weit weg von der Stadt gebaut werden. Wright war überzeugt, dass für ein beengtes Zusammenleben keine Notwendigkeit mehr bestand. «In der alten Stadt war jede kleine Stadt eine Festung. Heute gibt es diese Verhältnisse nicht mehr.» Denn die Bedrohung komme vom Himmel «in Form der Atombombe». Wright war überzeugt: «Je weiter Sie sich verteilen und zerstreuen, desto geringer wird die Versuchung für die Bombe.»

Wrights Überlegungen stützen sich auf Erfahrungen, wie sie Europa während des Zweiten Weltkriegs machte. In Deutschland, insbesondere in Berlin, hatten die Brandbomben verheerende Schäden in den Quartieren der Gründerjahre hinterlassen. Noch unter Albert Speer wurden erste Studien einer «künftigen Gestaltung der Städte unter Berücksichtigung der Luftkriegserfahrung» unternommen. Das Resultat war die aufgelockerte Stadt, so «dass Brand- und Sprengbomben eine möglichst geringe Wirkungsmöglichkeit erhielten». Johannes Göderiz, dem die Planung unterlag, führte als erste Grundsätze die Dezentralisation, die Zellenbildung und die Auflockerung an, was konkret die «Vermeidung von Riesenstädten und baulichen Ballungen» meinte. Ein Konzept für den Ausbau der Schweiz der Nachkriegsjahre?

Die Erfindung der Ausnützungsziffer

Konzentrierte Dezentralisierung war im Siedlungsbau der 1950er-Jahre der Schweiz eine wichtige Leitlinie. Die Urbanisierung fand auf

Anzahl Brandherde in der Vorstadt und der Altstadt.
(Bild aus dem Buch Zivilverteidigung, EJP, 1969)

Nombre de foyers d'incendie dans la vieille ville et dans un quartier périphérique.
(photo extraite du livret de la défense civile, DFJP, 1969)



dem Land statt. Die Neuerungen im Automobilbau machten den Kauf eines Autos für viele erschwinglich und ein Leben auf dem Land möglich. Dem Aufruf Wrights folgten nicht nur jene Architekten, die in den 1950er-Jahren bei ihm als «fellows» tätig waren.

Der «american way of life» wirkte auch in der Schweiz in vielen Bereichen als eine Art Leitkultur, auch wenn das Land in einer konservativen Geisteshaltung verharrte. Städte und Dörfer entwickelten sich unter dem Begriff des «organischen Wachstums», was eine freie und natürliche Entwicklung der Siedlungen meinte. Max Frisch stellte damals lakonisch fest: «Die Freiheit, die schweizerische Freiheit! Die besteht doch gerade darin, dass jeder Schweizer bauen kann, wo er will und wie er will, und dass er keine Planung will, alles, nur keine Planung, sondern Freiheit.»

In den Anfängen der Raumplanung wurde viel

über Dichte diskutiert. Es galt, das richtige Mass zu finden, um gestalterische Vielfalt zu ermöglichen, aber auch um gegen die Spekulation wirksam zu sein. «Wenn Dichtezahlen als Hauptmerkmal von Bauzonen festliegen, bewirken sie eine Auflockerung in gestalterischer Hinsicht», schrieb Hans Marti, einer der wichtigsten Vertreter der Debatte 1957. Fündig wurden die Planer in der Ausnutzungsziffer. Mit dieser liess sich die Bebauung einfach steuern, und zwar so, dass jedes Grundstück nur mit ca. 20 Prozent seiner Grundfläche bebaut wurde. Denn betrug die Ausnutzungsziffer 0,8, konnte viergeschossig gebaut werden, betrug sie hingegen 0,4, resultierte daraus eine zweigeschossige Zone. Diese simple Mechanik hat grosse Teile der Schweiz geprägt. Sie hat jene Stadt entstehen lassen, die wir heute kennen: vermutlich tatsächlich keine «Versuchung für die Bombe». Auftrag ausgeführt!

Lentigny
(Bild Yves André)

